

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Die schreckliche Vergangenheit einer amischen Familie kommt ans Tageslicht, als die Großmutter der Familie auf brutale Weise ums Leben kommt. Der neue aufwühlende Roman von Bestseller-Autorin Linda Castillo.

Nur noch wenige kamen zur Farm der Schattenbaums, um dort die Walnüsse der uralten Bäume aufzulesen. Das Gelände lag seit Jahren brach, das Haus verfiel. An diesem Nachmittag waren Mary und ihre Enkelin dort, um Nüsse zu sammeln. Doch da war noch jemand, der bereits auf sie wartete.

Eine brutal ermordete ältere Frau und ein entführtes siebenjähriges Mädchen – Kate Burkholder versucht mit allen Mitteln, das Kind zu finden. Die Familie lebt in einer ultra-konservativen amischen Siedlung am Fluss, sie ist äußerst hilfsbereit, doch Kate merkt schnell, dass sie etwas verschweigen. Aber warum? Als sie die fürchterliche Wahrheit aufdeckt, zweifelt sie an ihrem eigenen Glauben, an den Amischen, an der ganzen Welt.

Linda Castillo wurde in Dayton / Ohio geboren und arbeitete lange Jahre als Finanzmanagerin, bevor sie mit dem Schreiben anfing. Ihre Thriller, die in einer Amisch-Gemeinde in Ohio spielen, sind internationale Bestseller, die immer auch auf der SPIEGEL-ONLINE-Bestsellerliste zu finden sind. Die Autorin lebt mit ihrem Mann auf einer Ranch in Texas.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

LINDA CASTILLO

QUÄLENDER HASSEN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Helga Augustin

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, August 2020

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel »Shamed«
bei Minotaur Books, New York, USA
Copyright © 2019 by Linda Castillo

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press
durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30161 Hannover, vermittelt.

Für die deutsche Ausgabe:
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstraße 114, 60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70449-1

PROLOG

Kein Mensch ging mehr zu der alten Schattenbaum-Farm. Seit das Hochwasser vom Painters Creek 1969 die Ernte weggeschwemmt und eine Scheune sowie die Außentoilette mitgerissen hatte, wohnte dort niemand mehr. Es hieß, Mr. Schattenbaums 1960er Chevy Corvair liege noch immer an der tiefen Stelle im Fluss, wo das Wasser ihn zurückgelassen hatte.

Die Farm war nie besonders ansehnlich gewesen. Das Haupthaus mit den rostigen, gewellten Dachschindeln hatte schon in guten Zeiten einen verwahrlosten Eindruck gemacht. Mr. Schattenbaum wollte es immer streichen, war aber nie dazu gekommen. Auch den Rasen mähte er nur selten. Doch für Mary Yoder war die Schattenbaum-Farm einst, trotz des maroden Zustandes, der Mittelpunkt ihrer Welt gewesen, in der geliebt, gelebt und gelacht wurde.

Die Schattenbaums hatten sechs Kinder, und obwohl sie keine Amischen waren, hatte Marys *Mamm* ihr erlaubt, dort mit ihnen zu spielen – was Mary so oft wie möglich tat. Und das nicht zuletzt wegen der vier gefleckten Ponys, der Ferkel, der zahlreichen Esel, des großen Truthahns sowie der vielen Ziegen, die schon keiner mehr zählen wollte. In jenem letzten Sommer war Mary zehn Jahre alt gewesen und hatte ganz viel Spaß gehabt.

Dass seither fünfzig Jahre vergangen waren, konnte sie kaum glauben. Sie hatte letzte Woche ihren sechzigsten Geburtstag gefeiert und war schon Großmutter und Witwe. Doch jedes Mal, wenn sie mit dem Buggy an der alten Farm vorbeifuhr,

schienen die vielen Jahre wie weggefegt, und sie dachte jedes Mal: Wenn der Ort reden könnte, was für Geschichten würde er dann wohl erzählen?

Mary lebte noch immer im Haus ihrer Kindheit, inzwischen mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn. Es lag zwar eine halbe Meile weiter unten in der Straße, aber sie nutzte jede Gelegenheit, um an der Farm vorbeizulaufen. Im Frühjahr pflückte sie dort Schwertlilien, die noch immer hinter dem Haus wuchsen, und im Sommer holte sie sich Pfingstrosen. Von Mr. Schattenbaum wusste sie, dass sein Großvater die Dutzend Schwarznussbäume im hinteren Garten gepflanzt hatte. Sie waren jetzt hundert Jahre alt, und jeden Herbst fielen Tausende Walnüsse herab, die Mary ein ganzes Jahr lang für ihre Walnuss-Schichttorten verwenden konnte, die ihre acht Enkel so liebten.

Das Wohnhaus sah noch fast so aus wie vor all den Jahren, aber die Scheune, in der Mary so viele Nachmittage mit den Ponys gespielt hatte, war vor einigen Jahren nach einem heftigen Sturm eingestürzt. Seither nahmen Kletterpflanzen, Gestrüpp und hüfthohes Unkraut die Dachsparren und Holzwände nach und nach in Besitz.

»Großmama! Soll ich das Tor aufmachen?«

Mary sah zu dem Mädchen auf dem Beifahrersitz, und das Herz quoll ihr über. Sie hatte ihre beiden Enkelinnen mitgenommen, damit sie ihr beim Sammeln der Walnüsse halfen. Annie war fünf und sah aus wie ihre *Mamm* in dem Alter: blondes, meist zerzaustes Haar und blaue Augen, aus denen die Tränen ein bisschen zu leicht rollten. Sie war ein nachdenkliches Mädchen, das schon jetzt davon sprach, einmal Lehrerin in dem Zwei-Zimmer-Schulhaus ihrer Kirchengemeinde zu werden.

Die siebenjährige Elsie war ein besonderes Kind, süß und

temperamentvoll, neugierig und herzlich. Sie hatte einen kleinen, plumpen Körper und trug runde Brillengläser so dick wie Flaschenböden. Sie war ein Geschenk Gottes, und Mary liebte sie gerade wegen ihrer Andersartigkeit umso mehr.

»Vielleicht sollte ich den Buggy zuerst anhalten, meinst du nicht?« Mary straffte die Zügel, das Pferd verlangsamte sein Tempo, und sie bogen in den unkrautüberwucherten Schotterweg ein. »Brrr.«

Schon von weitem sah sie die orangerot leuchtenden Baumkronen hinter dem Haus, und sofort überkam sie das vertraute Gefühl von Heimkehr und Nostalgie.

»Jetzt könnt ihr runterhüpfen«, sagte sie den Mädchen. »Öffnet das Tor, aber achtet auf den Stacheldraht, habt ihr gehört?«

Beide Kinder kletterten vom Buggy, rannten mit raschelnden Röcken zu dem Metalltor und öffneten mit flinken Händen die Kette.

Mary fuhr mit dem Buggy durchs Tor, hielt wieder an und wartete auf die Kinder. »Macht schnell, ihr Süßen, und lasst das Tor offen. Ich höre schon, wie die vielen Walnüsse uns rufen.«

Kichernd kletterten die Kinder zurück auf den Buggy.

»Haltet eure Beutel bereit«, forderte Mary sie auf, als sie das Haus passierten. »Heute Nachmittag können wir bestimmt alle unsere mitgebrachten Körbe füllen.«

Lächelnd sah sie zu, wie die beiden Mädchen nach den Leinenbeuteln griffen, die Mary letztes Jahr extra für diesen Zweck genäht hatte. Die Beutel waren groß, mit zwei Trägern, die leicht über eine schmale Schulter geschlungen werden konnten. Auf die Vorderseite von Elsies Beutel waren grüne Walnussblätter gestickt, auf der von Annie prangte eine braune, aufgebrochene Nusschale, die ihren köstlichen Inhalt offenbarte.

Mary fuhr mit dem Buggy hinters Haus, wo einmal der Garten gewesen war. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, als sie die alte Reifenschaukel sah, die es noch immer gab. Sie lenkte das Pferd in den Schatten eines Zürgelbaums, wo das Gras so hoch war, dass die alte Stute daran rupfen konnte. Dann ließ sie den Blick schweifen, und ein vertrautes Glücksgefühl erfüllte ihre Brust.

Sie nahm die drei Paar Handschuhe und ihren eigenen Beutel, stieg vom Buggy und hielt einen Moment inne, um dem Zwitschern eines Kardinals und dem Flüstern des Windes in den Baumkronen zu lauschen.

»Kinder, ich glaube, wir haben den perfekten Tag für die Walnussernte gewählt«, sagte sie.

Elsie kletterte ihr hinterher, den Beutel über der Schulter. Aber Annie war noch zu klein, um selbst auszusteigen, und Mary hob sie vom Wagen herunter. Dann gab sie ihnen ihre kleinen Lederhandschuhe.

»Ich will keine fleckigen Finger sehen«, sagte sie.

»Du auch keine fleckigen Finger, Großmama.«

Lächelnd ging Mary zu der Baumgruppe, wo die Sonne den Boden zu ihren Füßen sprenkelte.

»Guck mal, wie groß der Baum ist, Großmama«, rief Annie aus.

»Das ist mein Lieblingsbaum«, erwiderte Mary.

»Und guck mal, die vielen Walnüsse!«, sagte Elsie mit einer Begeisterung, die nur eine Siebenjährige aufbringen konnte.

»Gott hat uns dieses Jahr eine reiche Ernte beschert«, sagte Mary.

»Machen wir Kuchen damit, Großmama?«

»Aber natürlich«, versicherte ihr Mary.

»Walnussbaumkuchen!«, freute sich Annie.

»Und Kürbisbrot!«, fügte Elsie hinzu.

»Wenn ihr beiden so viel sammeln würdet wie reden, wären wir schon fertig.« Sie milderte die Schelte mit einem Lächeln.

Mary trat unter den Baum, kniete sich hin und nahm ein paar Nüsse in die Hand, inspizierte ihre Schalen. Sie waren grün mit schwarzen Flecken, aber fest und ohne Schimmel. Am besten sammelte man sie im Oktober, und inzwischen war es schon Anfang November. »Nur die festen nehmen, ihr zwei. Sie liegen schon eine Weile auf dem Boden, dieses Jahr sind wir spät mit der Ernte dran.«

Aus dem Augenwinkel sah sie Annie niederknien und eine Walnuss in ihren Beutel stecken. Zehn Meter weiter stand Elsie schon beim nächsten Baum, die Lederhandschuhe an den kleinen Händen. So ein liebes, gehorsames Kind.

In der nächsten halben Stunde arbeitete Mary schweigend vor sich hin. Die Mädchen plapperten munter, und als sie sich mit Nüssen bewarfen, gab sie vor, es nicht zu sehen. Schon bald war ihr Beutel gefüllt, und sie ging zurück zum Buggy, wo sie ihre Ausbeute in den großen Weidenkorb schüttete.

Sie war schon auf dem Weg zurück zu den Mädchen, als etwas im Haus ihre Aufmerksamkeit erregte. Eine Bewegung hinter dem Fenster? Wohl kaum, denn kein Mensch kam mehr hierher. Wahrscheinlich hatten sich nur wehende Zweige in der Scheibe gespiegelt. Aber als sie weiterging, sah sie es wieder. Diesmal bestand kein Zweifel: Da war ein Schatten im Küchenfenster gewesen.

Sie vergewisserte sich, dass die Mädchen eifrig Nüsse sammelten, und legte ihren Beutel auf den Boden. Ein Rabe krähte auf dem Dach, als sie das Haus erreichte und die morschen Stufen der hinteren Veranda hinaufging. Die Tür stand ein paar Zentimeter weit offen, und sie rief: »Hallo?«

»Mit wem sprichst du, Großmama?«

Sie blickte zurück. Annie stand unter dem Baum, sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt und beobachtete sie. Hinter ihr machte Elsie einen beherzten Versuch, mit Walnüssen zu jonglieren, doch ohne viel Erfolg.

»Sammelt weiter die Nüsse auf«, rief sie ihnen zu. »Ich sehe nur kurz in Mrs. Schattenbaums Küche.«

»Können wir mitkommen?«

»Es dauert nur eine Minute. Ihr zwei sammelt weiter Nüsse auf, sonst sind wir noch im Dunkeln hier.«

Mary wartete, bis die Mädchen ihre Arbeit wiederaufgenommen hatten, überquerte die Veranda, blieb stehen und stieß mit der Hand die Tür auf. Die Scharniere knarrten. »Hallo? Ist da jemand?«

Sie trat ins Haus, und Erinnerungen stürmten auf sie ein. Sie dachte an den Teller voller Sandwiches mit Erdnussbutter und Marmelade, der so oft auf dem Küchentisch gestanden hatte, wie Mrs. Schattenbaum am Ofen stehend in einem Topf rührte, aus dem es himmlisch duftete, und wie sie Kekse mit Schokostücken aus dem Glas im Küchenschrank stibitzte. Die alten Arbeitsplatten aus Resopal waren noch relativ unversehrt, die Keramikspüle hingegen war angeschlagen. Wo einmal der Ofen gestanden hatte, gab es jetzt nur noch die Gasleitung und Rostflecken auf dem Boden. Alles war voller Rattenkot, und das Linoleum an manchen Stellen angefressen.

Mary wollte gerade im Unterschrank nachsehen, ob das alte Plätzchenglas noch da war, als sie im angrenzenden Zimmer ein Geräusch hörte. Etwas – oder jemand – war nebenan. Vermutlich das Tier, das auch das Linoleum angefressen hatte, dachte sie. Ein Waschbär oder Opossum. Oder eine Ratte. Mary war auf einer Farm aufgewachsen und nicht zimperlich, was Tiere anging. Aber Ratten hatte sie nie gemocht ...

Sie blickte aus dem Fenster über der Spüle. Annie und Elsie

spielten mit einem Stock und Walnüssen Baseball. Mary lächelte kopfschüttelnd. Sie sollte sie besser nicht zu lange allein lassen ...

Sie drehte sich um und ging zu der Tür, die nebenan ins Wohnzimmer führte. Drinnen war es düster und voller Schatten, es roch nach Schimmel und verrottetem Holz. Die Bodendiele waren stark gewellt, die Zimmerdecke hatte zahllose Wasserflecken, die Tapete hing von den Wänden wie sonnenverbrannte Haut, und die Vorhänge waren nur noch Fetzen.

»Wer ist da?«, fragte sie ruhig.

Ein Geräusch zu ihrer Rechten ließ sie zusammenzucken. Im Schatten bewegte sich etwas, Schritte kamen näher, auf sie zu ...

Der erste Schlag traf sie so hart auf den Brustkorb, dass ihr die Luft wegblieb. Mit flatternden Armen taumelte sie rückwärts. Ein brennender Schmerz breitete sich in ihrer Brust aus. Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Rechts von ihr erschien etwas in ihrem Gesichtsfeld, dann stürzte eine Gestalt auf sie zu, sie sah ein bleiches, ovales Gesicht, hielt die Hände hoch und stieß einen Schrei aus.

Der zweite Schlag kam von oben, schlitzte ihre rechte Hand auf und drang tief in ihre Schulter. Schmerz durchzuckte sie, dann war ihr Arm taub. Sie blickte auf das schwarz schimmernde Blut, und erst da wurde ihr klar, dass sie eine schlimme Schnittwunde hatte.

Wimmernd stolperte sie zurück in die Küche, wollte ihrem Angreifer entfliehen, doch er folgte ihr, aggressiv und entschlossen. Als ein Lichtschein auf sein Gesicht fiel, erkannte sie ihn wieder, dachte entsetzt: *Das darf nicht wahr sein.*

»Du!«, schrie sie.

Das Messer schnellte nach oben, fuhr auf sie hinab und traf ihr Schlüsselbein. Der Schmerz war unsäglich, tiefrotes Blut

lief warm und nass an ihren Armen, ihren Händen und ihrem Kleid hinab bis auf den Boden.

Schlagartig erkannte sie, warum er gekommen war. Was als Nächstes passieren würde. Ihr Entsetzen war so groß, dass sie sekundenlang weder sprechen noch sich rühren konnte. Dann schnellte sie herum, wollte zur Tür rennen, doch sie glitt auf ihrem Blut aus und fiel auf die Knie.

Mary drehte ihrem Angreifer das Gesicht zu, sah ihn an. »Lass sie in Ruhe!«, schrie sie. »In Gottes Namen, lass sie in Ruhe!«

Er hob das Messer, sie warf sich nach vorn, bekam seine Hose zu fassen, zerrte daran und schlug auf ihn ein. Hoffnung blitzte auf, als er zur Seite taumelte, aber schon bohrte sich die Klinge in ihren Rücken und traf eine Rippe. Ihr wurde schwarz vor Augen. Sie bekam keine Luft, hatte keine Zeit mehr.

Der Angreifer hob erneut das Messer, das Gesicht wutverzerrt, die Zähne gefletscht.

Sie rappelte sich auf, stürzte zum Fenster über der Spüle und stieß die Faust durchs Glas. Erhaschte einen Blick auf die Mädchen.

»Lauft weg!«, schrie sie. »*Da Deivel!*« Der Teufel. »Lauft weg! Lauft!«

Hinter ihr knarrte der Boden, sie drehte den Kopf, sah das Messer aufblitzen, das sich keine Sekunde später wieder in ihren Rücken bohrte. Ein explosionsartiger Schmerz durchfuhr sie, ihre Knie wurden weich, und sie sank zu Boden, schlug mit dem Gesicht auf. Über ihr brüllte der Angreifer wie ein wildes Tier.

Da Deivel.

Er kniete sich neben sie, murmelte mit krächzender Stimme gottlose Worte. Erneut bohrte sich das Messer in ihren Körper, doch sie spürte keinen Schmerz mehr. Blut floss in einem Rinn-

sal über das Linoleum, Blut sammelte sich in ihrem Mund, ihr Atem ging gurgelnd. Zu schwach, um es auszuspucken, öffnete sie den Mund und ließ es rausfließen. Mit letzter Kraft sah sie zu ihrem Angreifer hoch.

Lauf, geliebtes Kind, dachte sie. *Lauf um dein Leben.*

Das Messer über ihr beschrieb einen Bogen und fuhr dann wie ein Blitz in ihren Leib, heiß wie Feuer. Ihr Oberkörper bäumte sich auf, zuckte einmal, zweimal. Sie hatte keine Kraft mehr zu kämpfen, zu fliehen, und konnte sich nicht mehr bewegen.

Sie nahm das kalte, raue Linoleum an ihrer Wange wahr, das Sonnenlicht, das durchs Fenster fiel, das Krächzen eines Raben, seine Schritte, die in Richtung Tür leiser wurden. Und dann nichts mehr.

1. KAPITEL

Als Polizeichefin in einer Kleinstadt habe ich mit Dingen zu tun, von denen die meisten Menschen nichts wissen – nichts wissen wollen –, womit sie vermutlich besser dran sind. In der Regel handelt es sich um kleinere Vorkommnisse wie Verkehrsunfälle, häusliche Auseinandersetzungen, Bagateldiebstähle oder ausgebrochene Nutztiere. Ich erlebe Menschen in außergewöhnlichen Stresssituationen – Freunde, Nachbarn und Leute, die ich schon fast mein ganzes Leben lang kenne. Manchmal sehe ich sie von ihrer schlimmsten Seite, was dadurch ausgeglichen wird, dass ich auch ihre guten Seiten kenne. Mir begegnen Mut, Charakterstärke, Fürsorglichkeit und die Bereitschaft, das eigene Leben für jemanden zu riskieren, den man gar nicht kennt. Und diese Momente sind es, die mir die Kraft zum Weitermachen geben, selbst wenn der Himmel dunkel ist und es in Strömen regnet.

Mein Name ist Kate Burkholder, ich bin Polizeichefin in Painters Mill, einer hübschen Kleinstadt im Herzen von Ohios Amish Country. Von den etwa fünftausend dreihundert Einwohnern der Stadt sind ein Drittel Amische. Auch ich bin hier geboren und als Amische aufgewachsen, habe die Glaubensgemeinschaft jedoch mit achtzehn Jahren verlassen. Damals habe ich mir nicht vorstellen können, jemals wieder hier zu leben, aber nach zwölf Jahren – und nachdem ich meine Berufung als Polizistin gefunden hatte – hat es mich doch an den Ort meiner Kindheit zurückgezogen. Dabei ist mir das Schicksal zu Hilfe gekommen, denn der Stadtrat bot mir die Stelle als Polizeiche-

fin an. Ich bilde mir gern ein, dass meine Erfahrung im Polizeidienst oder mein guter Ruf als Polizistin ausschlaggebend waren, weiß aber auch, dass meine amischen Wurzeln – die Vertrautheit mit der amischen Lebensweise und Religion und meine Kenntnis von Pennsylvaniadeutsch – eine Rolle bei der Entscheidung spielten. Denn der Tourismus macht in Painters Mill einen Großteil der städtischen Einnahmen aus, und die Stadtoberen konnten davon ausgehen, dass meine Gegenwart helfen würde, die Kluft zwischen der amischen und der »englischen« Bevölkerung zu überbrücken.

Es ist kurz nach sechzehn Uhr, und ich sitze als Beifahrerin in meinem Dienstwagen neben Mona Kurtz, meiner frischgebackenen Streifenpolizistin. Heute Nachmittag ist sie ganz professionell: Sie trägt ihre neue Polizeiuniform, die noch nach Weichspüler duftet, ihr sonst wildes Haar ist in einem Pferdeschwanz gebändigt, und das oft farbenreiche Make-up besteht aus dezenten Braun- und Nude-Pink-Tönen. Momentan arbeitet sie noch hauptsächlich während der Nachschicht in der Telefonzentrale, aber da Erfahrung beim Streifendienst wichtig ist, fahre ich – wenn unsere Dienstpläne es zulassen – jeden Tag ein paar Stunden mit ihr umher. Sobald ich jemanden für die Telefonzentrale gefunden und eingearbeitet habe, soll sie allein Streife fahren können.

Es ist ein wunderbar sonniger Tag, frisch, aber angenehm für November in diesem Teil von Ohio. Das Radio, in dem die Band *X Ambassadors* gerade zugibt, sich ein wenig »Unsteady« – unsicher – zu fühlen, ist so leise gedreht, dass wir den Polizeifunk hören können. Unser Coffee to go klemmt in den Kaffeehaltern, und die Verpackung unserer Burger vom Mittagessen steckt in einer Tüte in der Mittelkonsole. Wir fahren gerade auf der County Road 19, als ein Stück vor uns ein Dutzend Heuballen über beide Fahrbahnen verstreut liegen.

»Da hat wohl jemand seine Ladung verloren«, sagt Mona und fährt langsamer.

»Wenn man mit achtzig gegen einen Heuballen fährt, hat man ein echtes Problem.«

Mona macht das Blaulicht an und fährt an den Straßenrand. »Sollen wir Warnleuchten aufstellen?«

Ich blicke die Straße entlang und sehe tatsächlich einen vollbeladenen amischen Heuwagen gen Horizont wanken. »Und da vorn haben wir vermutlich unseren Übeltäter. Wir befördern das Heu auf den Seitenstreifen und schnappen ihn uns dann.«

Nach ein paar Minuten haben wir alle Heuballen an den Straßenrand gezerrt und fahren dem nachlässigen Farmer hinterher. Als wir nahe genug sind, sehe ich, dass es ein alter Leiterwagen ist, dessen seitliche Bretter schon zur Hälfte kaputt sind.

»Wenigstens hat er ein Schild mit dem Hinweis ›Langsam fahrendes Vehikel‹ angebracht«, sage ich. »Das ist gut.«

»Soll ich ihn anhalten, Chief?«

»Ja, tun Sie das.«

Mona scheint mir ein bisschen zu begeistert von der Aussicht, aktiv zu werden, sie fährt auf gleicher Höhe links neben dem Wagen her. Den Fahrer können wir nicht sehen, weil das Heu auf der Ladefläche drei Meter hoch bis vor zum Kutschbock reicht. Aber immerhin lenkt er die beiden alten Ackerläuse an den Straßenrand und bleibt stehen. Wir halten dahinter.

Mona holt tief Luft, zieht ihre Uniformjacke glatt, wirft mir einen entschlossenen Blick zu und steigt aus. Ich unterdrücke ein Lächeln und folge ihr zur Fahrerseite des Heuwagens.

Und dort erwartet uns eine Überraschung: Ein etwa fünfzehn Jahre altes Mädchen hält die Zügel des Pferdefuhrwerks

in der Hand, ein noch jüngeres Mädchen sitzt ganz rechts auf der Bank und zwischen ihnen ein sechs oder sieben Jahre alter Junge, der uns ein fast zahnloses Grinsen schenkt. An ihrer Kleidung sehe ich, dass es Swartzentruber-Amische sind: Der Junge hat einen schwarzen Mantel, Jeans und schwarze knöchelhohe Turnschuhe an; auf seiner typischen Topffrisur sitzt ein breitkrempiger Hut. Die Mädchen tragen dunkelblaue Kleider, schwarze Mäntel und schwarze Winterhauben.

Die Swartzentruber sind Amische der Alten Ordnung. Sie halten eisern an ihren langjährigen Traditionen fest und verzichten auf viele Annehmlichkeiten, die andere Amische im täglichen Leben nutzen, wie fließend Wasser oder Spülklossets. Ihre Buggys haben weder Windschutzscheiben noch Gummireifen. Die Frauen tragen lange dunkle Kleider, die meisten von ihnen das ganze Jahr über eine Winterhaube. Die Männer stutzen nie ihren Bart. Und selbst ihre Häuser sind schmucklos.

Als Gemeinschaft haben sie keinen guten Ruf, besonders bei der nicht amischen Bevölkerung, die ihre Traditionen nicht verstehen. Die meisten Beschwerden betreffen die Weigerung, ein Schild mit dem Hinweis »Langsam fahrendes Vehikel« an ihren Fahrzeugen anzubringen, weil es ihrer Ansicht nach Zierrat ist. Ich habe auch schon mitbekommen, dass sich manche Nicht-Amische über die mangelnde Körperpflege einiger Swartzentruber mokieren. Da ich selbst als Amische aufgewachsen bin, weiß ich aus eigener Erfahrung, wie mühsam es ist, bei zwanzig Grad unter null Wasser zu schleppen, wodurch es praktisch unmöglich ist, jeden Tag ein Bad zu nehmen. Aber ich kenne den Wert alter Traditionen, und obwohl ich manche nicht akzeptiere, respektiere ich sie doch.

Die Kinder sind verstört, weil sie angehalten wurden, und ich bemühe mich, sie zu beruhigen. »*Guder nochmiddawks*«, sage ich auf Pennsylvaniadeutsch.

»Hi.« Der Blick der Fahrerin huscht von Mona zu mir.
»Habe ich etwas Falsches getan?«

Ich nicke Mona zu, gebe ihr zu verstehen, dass sie übernehmen soll. »Nein«, antwortet sie dem Mädchen, »ich wollte euch nur sagen, dass ihr ein paar Heuballen verloren habt.«

Das Mädchen reißt erschrocken die Augen auf. »O nein.« Sie blickt hinter sich, kann aber wegen des hochaufgetürmten Heus nichts sehen. »Wie viele denn?«

»Ungefähr zehn.« Mona zeigt zu den heruntergefallenen Heuballen. »Vierhundert Meter von hier.«

Erst jetzt kann ich einen guten Blick auf die Kinder werfen, und mir wird klar, dass ich sie schon mit ihren Eltern im Ort gesehen habe. Ihren *Datt* musste ich bereits mehrere Male anhalten, weil er sich weigert, an seinem Buggy das Schild »Langsam fahrendes Vehikel« anzubringen. Ich bin froh zu sehen, dass er meiner Aufforderung endlich nachgekommen ist.

»Seid ihr die Kinder von Elam Shetler?«, frage ich.

Die Fahrerin blickt zu mir. »Ich bin Loretta.« Sie zeigt mit dem Daumen auf ihre Geschwister. »Das ist Lena, und das ist Marvin.«

Ich nehme den Heuwagen genauer in Augenschein, er ist ausgesprochen groß und mächtig überladen. Die Straße ist eng, der Seitenstreifen kaum der Rede wert. Ich will gerade vorschlagen, dass sie nach Hause fahren, den Wagen entladen und mit einem Erwachsenen zurückkommen soll, als sie die Zügel straft und mit der Zunge schnalzt.

»*Kumma druff!*«, ruft sie. »*Kumma druff!*« Weiter geht's.

In die Pferde kommt Leben, sie heben die Köpfe, richten die Ohren auf und lauschen. *Alte Profis*, denke ich.

»Bist du sicher, dass du den Wagen hier wenden kannst?«, frage ich.

»Das schaff ich locker«, erwiderst das Mädchen. In ihren

Worten klingt weder Gereiztheit noch jugendliche Überheblichkeit, sie sind Ausdruck einer Selbstsicherheit, die auf Geschick und Erfahrung beruht.

Ich sehe Mona an. »Stoßen Sie mit dem Explorer zurück, damit wir nicht im Weg sind.«

»Wird gemacht, Chief.«

Ich gehe zur Seite und beobachte nicht ohne Bewunderung, wie das Mädchen beide Pferde in einen anmutigen Seitengang lenkt. Die Köpfe der Tiere sind gleichauf, die Vorderbeine überkreuzen sich in perfektem Einklang. Als der Wagen keinen Platz mehr hat, führt sie die Pferde ein Stück zurück und dann wieder in einen Seitengang. Nach wenigen Minuten ist das Gespann in die Richtung gewendet, aus der sie gekommen sind.

»Mein Respekt für amische Mädchen ist gerade in die Höhe geschnellt«, flüstert Mona.

Ich gehe hinüber zum Heuwagen und sehe zu dem Mädchen hoch. »Gut gemacht«, sage ich.

Sie wendet den Kopf ab, doch ich erhasche zuvor den Ausdruck von Stolz in ihren Augen, die leichte Röte auf ihren Wangen, und denke: *Gutes Mädchen.*

Ich zeige zu den heruntergefallenen Heuballen. »Fahr dorthin, dann werfen Mona und ich die Ballen auf den Wagen.«

Die Kinder kichern bei der Vorstellung, dass zwei *englische* Frauen in Polizeiuniform das Heu auf ihren Wagen befördern wollen, doch sie erheben keinen Einspruch.

Kaum habe ich den letzten Heuballen auf den Wagen geworfen, höre ich eine Stimme aus dem Funkgerät an meinem Ausstattungsgürtel. »Chief?«

Es ist Lois, die morgens in der Telefonzentrale arbeitet, und ich drücke auf mein Ansteckmikro. »Hey, Lois.«

»Ich hab gerade einen Anruf von Mike Rhodehammel ent-

gegengenommen. Er sagt, auf der Township Road 14 befindet sich nahe der alten Schattenbaum-Farm ein Pferd mit einem führerlosen Buggy.«

»Bin auf dem Weg«, sage ich. »Voraussichtlich in zwei Minuten vor Ort.«

Ich schiebe mich zurück auf den Beifahrersitz des Explorers. »Haben Sie's gehört?«, frage ich Mona.

»Ja.« Sie lässt den Motor an und fährt los.

Kurz darauf biegen wir in die Township Road ab, wo der kaputte Asphalt vor dem sich ausbreitenden Gras des Seitenstreifens und den wuchernden Büschen längst kapituliert hat. An diesem Straßenabschnitt, der kaum noch als Straße zu erkennen ist, stehen zwei Häuser: Das eine gehört zu der mittelgroßen Farm von Ivan und Miriam Helmuth, die Sojabohnen und Mais anbauen und Heu machen, das andere zur ehemaligen Farm der Schattenbaums, die schon leer steht, solange ich zurückdenken kann.

Weiter vorn sehe ich den Buggy und das Pferd. Das Tier ist noch angeschirrt und steht vor einem verrosteten, windschiefen Zaun im Graben, der Buggy hängt halb umgekippt darin fest.

»Kein Fahrer weit und breit.« Mona hält hinter dem Buggy und aktiviert das Blaulicht. »Können Sie sich erklären, wie so etwas passiert?«

»Die Helmuths haben eine Menge Kinder.« Ich zucke mit den Schultern. »Vielleicht hat eines das Pferd nicht richtig festgemacht oder ein Tor offengelassen.« Ich steige aus und gehe zum Buggy.

Das Tier hebt den Kopf und sieht in meine Richtung. Es ist weder verschwitzt, noch atmet es heftig, scheint also nicht ausgebüchst zu sein. Ich werfe einen Blick in den Buggy. Er ist bis auf drei altmodische Weidenkörbe auf der Rückbank leer.

»Hm, seltsam.« Als ich mich umsehe, kommt gerade ein roter Ford-Pick-up auf uns zu.

»Hey, Chief«, sagt Mike Rhodehammel, der örtliche Eisenwarenhändler, nachdem er das Fenster runtergelassen hat.
»Haben Sie irgendwo den Fahrer entdeckt?«

Ich schüttle den Kopf. »Der Buggy könnte Mr. Helmuth weiter oben in der Straße gehören. Ich fahre hin und sehe nach.«

Er nickt. »Hab's gemeldet, weil ich ungern sehe, dass dem Pferd was passiert. Ich muss gleich weiter in den Laden.«

»Danke, dass Sie angerufen haben, Mike.«

»Keine Ursache, Chief.«

Ich blicke ihm nach, dann gehe ich zurück zum Explorer.
»Wir reden mit den Helmuths.«

Ich bin gerade im Begriff einzusteigen, als ich einen Schrei höre. Zuerst denke ich, es sind spielende Kinder, aber die Farm der Helmuths ist eine halbe Meile weit weg, Stimmen würden nicht bis hierher getragen. Und etwas an dem Ton macht mich stutzig, also verharre ich kurz und lausche.

Ein weiterer Schrei durchschneidet die Luft, schrill und viel zu lang. Keine spielenden Kinder. Entsetzen und Panik liegen in der Stimme, und mir sträuben sich die Nackenhaare.

Mona sieht mich an. »Was zum Teufel ist das, Chief?«

»Woher kommen die Schreie?«, frage ich.

Sie zuckt mit den Schultern.

Jetzt lauschen wir beide angestrengt. Ich trete vom Explorer weg, um die Richtung der Schreie besser ausmachen zu können, als ich beim nächsten sogar Worte erkenne.

»Großmama! Großmama! Großmama!«

Panik und Entsetzen hallen in der jungen Stimme wider. Ich blicke zum Haus der Schattenbaums und sehe ein kleines Mädchen den Kiesweg entlang auf uns zurennen.

»Großmama! Großmama!«

Mona und ich eilen ihr entgegen. Vielleicht ist ihre Großmutter gestürzt oder hatte gar einen Schlaganfall.

Das Tor zum Grundstück steht offen. Das Mädchen ist jetzt zwanzig Meter davon entfernt und blickt immer wieder hinter sich, als hätte sie einen Geist gesehen – oder ein Ungeheuer. Sie ist etwa fünf Jahre alt und schaut mich direkt an, ohne mich wahrzunehmen.

»Hallo, Kleine, was ist denn los?«, rufe ich schon von weitem auf *Deitsch*. »Wo ist deine Großmama? Ist etwas passiert?«

Als sie noch drei Meter entfernt ist, bemerke ich das Blut an ihren Händen, in ihrem Gesicht und auf ihrem Kleid. Viel Blut. Zu viel. Sofort schrillen bei mir die Alarmglocken. Ich sehe Mona an, die ein Stück hinter mir stehen geblieben ist. »Sie ist voller Blut. Halten Sie die Augen offen.«

Das Mädchen wirft sich so heftig an mich, dass ich zurücktaumele. Ihr ganzer Körper zittert, und ein krächzendes Wimmern dringt aus ihrem Mund.

»Ganz ruhig.« Ich lege ihr beide Hände auf die Schultern. »Alles gut. Ich bin bei dir.«

»Großmama!« Schreiend klammert sie sich an meinen Kleidern fest, sieht über die Schulter zurück zum Haus. »*Da Deivel* hat sie gekriegt!«

»Was ist passiert?« Ich fahre mit den Händen sanft über ihren Körper. »Bist du verletzt?«

Das Mädchen versucht zu sprechen, doch sie bringt nur erstickte Laute heraus und weint heftig. Ich gehe vor ihr in die Hocke, halte sie auf Armeslänge von mir weg, sehe ihr in die Augen und rüttle sie sanft. »Beruhig dich, Schätzchen. Sag mir, was passiert ist.«

»*Da Deivel* hat Großmama weh getan!«, stößt das Mädchen schluchzend aus. »Sie blutet. Und mir will er auch weh tun!«

»Wo ist deine Großmama?«, frage ich mit fester Stimme. Wimmernd hebt sie eine zitternde Hand und zeigt zum Haus. »In der Küche, und sie wacht nicht auf!«

Ich blicke zu Mona. »Rufen Sie einen Krankenwagen. Sagen Sie im Sheriffbüro Bescheid, sie sollen einen Deputy schicken.« Ich schiebe das Mädchen sanft zu Mona hin. »Bleiben Sie bei ihr. Ich sehe mal im Haus nach.«

Normalerweise würde ich Mona mitnehmen, aber dieses Kind ist zu jung und zu verängstigt, um es allein zu lassen. Ich gehe nicht von einem Verbrechen aus, wahrscheinlich hatte die Großmutter einen Unfall, einen Herzinfarkt oder ist aus irgend-einem anderen Grund umgefallen. Das viele Blut lässt sich damit allerdings nicht erklären ...

Auf dem Weg zum Haus höre ich noch, wie Mona mit jemandem im Revier telefoniert, gleichzeitig bemerke ich im Staub die Abdrücke von Buggy-Rädern. Und jemand hat einen Leinenbeutel fallen gelassen.

Ich erreiche die Rückseite des Hauses. Drinnen ist alles still. Es gibt keinerlei Anzeichen, dass jemand hier gewesen ist. Ich gehe zur Veranda, wo ich im Staub einen Schuhabdruck sehe. Die Tür steht halb offen. Die Scharniere quietschen, als ich die Tür ganz aufstoße.

Ich rieche das Blut, noch bevor ich es sehe. Eine riesige rote Lache bedeckt den Boden, die Schränke, Spüle und Wand sind vollgespritzt. Adrenalin durchflutet meinen Körper. Ich ziehe meine .38er aus dem Holster. Auf dem Boden liegt eine Frau. Eine Amische. Blaues Kleid, weiße *Kapp*. Älter, reglos. Ich sehe keine Waffe. Das hier war weder ein Unfall noch ein Selbstmord, und möglicherweise bin ich nicht allein hier.

»Mist, verdammt.« Ich aktiviere mein Funkgerät und gebe die Polizeicodes für Tötungsdelikte und die Anforderung von Unterstützung durch.

Dann richte ich meine Waffe auf die Tür zum Zimmer nebenan. »Polizei Painters Mill! Hände hoch und rauskommen! Sofort!« Meine Stimme ist angespannt, alle Sinne sind geschärft und in Alarmbereitschaft, mein Adrenalin ist im roten Bereich, und meine Hände zittern.

»Rauskommen! Sofort! Hände hoch, so dass ich Sie sehe! Sofort!«

Den Blick auf die Tür geheftet, trete ich zu der Frau, gehe in die Hocke und sehe zum ersten Mal ihr Gesicht. Wir sind uns schon einmal begegnet. Mein Hirn produziert einen Namen: Mary Yoder. Sie wohnt mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, Miriam und Ivan Helmuth, auf der Farm weiter unten in der Straße. Letzten Herbst habe ich einen Kuchen bei ihr gekauft.

»Verdammtd.« Noch bevor ich den Zeigefinger an ihre Hals-schlagader lege, weiß ich, dass sie nicht mehr lebt. Doch ihre Haut ist noch warm, ihre Augen sind offen und glasig, der geöffnete Mund ist voll Erbrochenem.

Ich richte mich auf und gehe zur Tür, spähe ins Wohnzimmer. Es ist dunkel. Die Vorhänge sind zugezogen, und überall sind Schatten. Ich ziehe die MagLite aus dem Ausrüstungsgürtel und lausche angestrengt, während mein Herz gegen meine Rippen hämmert. Ich leuchte durchs Zimmer. Die Vordertür ist geschlossen, es scheint niemand im Raum zu sein, ich nehme keine Bewegung wahr, kein Geräusch.

»Chief?«

Ich wirbele herum. Ein Deputy vom Holmes-County-Sheriffbüro kommt durch die Hintertür herein. Ungläublich sieht er das Opfer an. »Heilige Scheiße«, murmelt er.

»Das Haus ist nicht gesichert«, lasse ich ihn wissen. »Das Opfer ist tot.«

»Verdammtd.« Er zieht seine Waffe, geht um die Blutlache herum an mir vorbei und ins Wohnzimmer.

»Holmes County Sheriff's Department!«, dringt eine Stimme von draußen herein, Sekunden später fliegt die Vordertür auf. Ein zweiter Deputy kommt herein, Pistole im Anschlag.

»Haus ist nicht gesichert«, sage ich auch ihm. »Eine Tote in der Küche.«

Sonnenlicht fällt durch die Tür herein, erhellt den Raum. Die Männer blicken sich an. Der erste Deputy geht zu einer Glastür und blickt in den angrenzenden Raum. »Sauber!«

Der andere Deputy fordert Verstärkung an. Sie steigen zusammen die Treppe in den ersten Stock hinauf.

Ich gehe zurück in die Küche, bleibe kurz in der Tür stehen, um den Anflug von Übelkeit niederzuhalten. Als Polizistin habe ich schon viele schlimme Schauplätze gesehen – Verkehrsunfälle, Messerstechereien, brutale Prügeleien und auch Morde. Aber ehrlich gesagt, habe ich noch nie so viel Blut bei einem einzigen Opfer gesehen. Was um Gottes willen ist hier passiert?

»Chief?«

Mona kommt durch die Hintertür herein, erblickt die tote Frau und bleibt wie angewurzelt stehen. Sekunden später zwinkert sie, schüttelt den Kopf, wie um einen schlechten Traum abzuschütteln. Ein Beben durchzuckt ihren Körper.

Meine neue Deputy ist zwar keine Mimose, aber auf so etwas war sie nicht vorbereitet.

»Mona«, sage ich bestimmt. »Gehen Sie. Ich kümmere mich hier drum.«

Ohne mich anzusehen, geht sie rückwärts hinaus auf die Veranda, beugt sich vornüber und übergibt sich in die Büsche.

Auch ich habe ein mulmiges Gefühl im Bauch. Ganz egal, wie oft man so etwas schon gesehen hat, der Anblick von Blut, von Tod – besonders, wenn er gewaltsam war – ist immer

schauderhaft. Aber ich unterdrücke den Würgereiz, weigere mich, ihm nachzugeben.

»Wo ist das Mädchen?«, frage ich Mona.

»Sie sitzt mit einem Deputy in seinem Streifenwagen.« Die Hände in den Hüften, spuckt sie, dann sieht sie mich an. »Chief, die Kleine sagt, ein Mann hat ihre Schwester mitgenommen.«

Ihre Worte sind wie ein Schlag in die Magengrube, machen die schlimme Situation noch viel schlimmer. »Haben Sie einen Namen?«

»Helmuth.«

»Ich kenne die Familie«, sagte ich. »Sie wohnen weiter unten in der Straße.«

»Was, glauben Sie, ist hier passiert?«

Ich schüttle den Kopf. »Schwer zu sagen. Sieht aus, als wurde sie ... erstochen.«

Abgeschlachtet, flüstert eine kleine Stimme in meinem Kopf.

Wir denken es beide, aber wir sprechen es nicht aus.

Ich drücke auf mein Ansteckmikro, funke die Telefonzentrale an, gebe den Code für den Verdacht einer Entführung durch.

Ich sehe Mona an. »Wir müssen uns überall umsehen«, sage ich. »Wir müssen mit den Eltern reden, ob das Mädchen wirklich verschwunden ist.«

Hätten wir es nur mit einem Mord zu tun, müssten wir zu allererst den Tatort sichern – also den Zutritt beschränken, die Umgebung weitläufig absperren und absuchen und eine Liste aller Verdächtigen erstellen. Doch die mögliche Entführung eines kleinen Kindes ändert alles. Die Lebenden haben Vorrang vor den Toten.

»Hat die Kleine sonst noch etwas gesagt?«, frage ich.

»Ich konnte nicht viel aus ihr herausbekommen, Chief. Sie ist zutiefst erschüttert.«

Ich werfe einen letzten Blick auf das Opfer, unterdrücke einen Schauder. »Kommen Sie, reden wir noch mal mit ihr.«